

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metall-
arbeiter-Verbandes

Für alle Jugendlichen
und Lehrlinge der
Metallindustrie

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Nummer 39

Berlin, den 27. September 1930

11. Jahrgang

Erscheint wöchentl. Sonnabend • Bezugspr. viertelj. 1,50 RM., Einzelnummer 15 Pf.
(nur gegen Voreinsendung des Betrages) • Eingetr. in der Reichspszeitungsliste

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase • Schriftleitung und Versandstelle:
Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148-155 • Fernsprecher: Dönhoff 6750-6753

HERBSTGEFÜHL

Vor meinem Blicke liegt verträumt
Das herbstlich wehmutsstille Land,
Und drüber, klar und seidenblau,
Ein weiter Himmel ausgespannt.

Fahlgrün die Wiesen, kahl das Feld —
In Gärten flammt es purpurrot;
Der Atern buntes Sternenmeer
Als allerletzte Zierde loht.

Und tief in meiner Seele klingt's
Wie klagend-banges Saitenspiel —
Herbst ist's — und alles Leben sinkt
Hinab zu seines Sterbens Ziel.

H. W.

Das Göttliche

Eine solch großartige Gestaltungsaufgabe, wie sie die Welt der wirtschaftlichen Gemeinschaft bedeutet, setzt unbedingt Erfordernisse an den Menschen voraus. Nur der Mensch kann ein Werk gestalten, der von seinem Schaffen innerlich durchdrungen ist. Der innerlich schwache Mensch kann nie ein Werk von Kraft vollbringen, der kleinliche Mensch nie ein Werk von Größe. Stets ist die Tat der Ausdruck einer Seele.

Damit hängt der Gewerkschaftskampf als Aufgabe von allem ab, das den Menschen beeinflusst und bildet, und dazu gehört auch die Auffassung, die der einzelne Mensch sich von Welt und Leben macht. Wo ist die treibende Kraft der Welt? Welche Stellung hat der Mensch im Weltgetriebe? Ist Welt Entwicklung? Und kann der Mensch diese Entwicklung selber fördern? Und wenn er es wohl vermag, dann wie?

Kann er es? — Ja! — Und wie? — Durch eigene Kraft! — Du mußt an Zukunft glauben und an dich. An Kampf und Sieg. Das ist die ethische Voraussetzung, die die gewerkschaftliche Bewegung an den Menschen

stellt. Du mußt ein Kämpfer sein mit großem Ziele, Charakter, ganzer Mensch.

„Das Werk der Befreiung kann nur das Werk der Arbeiterklasse selber sein.“ Das ist eine Erkenntnis von unerhörter ethischer Wucht. Sie setzt Kämpfer voraus. Menschen der Tat. Menschen, die in dieser Tat vertrauen auf sich allein und die Kraft ihrer verbundenen Kampfgenossen.

Dadurch setzt der Gewerkschaftskampf aus seinem ganzen großartigen inneren Wesen heraus feste weltanschauliche Grenzen. Er duldet die weltanschauliche Überzeugung gewiß, doch nur innerhalb dieser seiner Wesenheit. Er läßt denken und fühlen, wie jeder es will, doch läßt er nur denken und fühlen aus einer freien, stolzen und selbstbewußten menschlichen Kämpferseele.

Das ist das Große der Welt, das sich da in deiner Kraft regt. Und wenn du es tausendmal überall fühlst, dieses Bestimmende, diesen führenden Sinn, da in deiner Kraft ringt er nach neuer, lebendiger, schöpferischer Gestaltung.

Wenn du an „Gott“ glaubst, kannst du ihn dann großartiger erleben als in Tat, in Werk, in der Gestaltung, die die höchsten sittlichen Werte in sich birgt?

Und wenn du ihn nicht kennst und Namen ablehnst: es ist etwas Hohes und Heiliges um diese Kraft, die da aus deiner strebenden Seele ins lebendige Dasein ringt.

Dein Kampf ist der sittliche Kernpunkt des Geschehens. Er ist der Mittelpunkt der sittlichen Welt. Erzwing dem Menschen seine Freiheit! Und was du sonst auch noch glaubst: dann wird diese Göttlichkeit zur Wirklichkeit.

Dr. Gustav Hoffmann.

Die Lehren einer Wahl

Von den wahlberechtigten Deutschen gingen zur letzten Reichstagswahl 86 vH zur Wahlurne. Die Wahlbeteiligung war außerordentlich gut. Vielleicht war sie ein Zeichen, daß sich weitere Volkskreise um die Politik kümmern wollen. Das Heer der Nichtwähler hat sich verkleinert! Wenn mit der Wahlbeteiligung die Anteilnahme an den parlamentarischen Kämpfen gestiegen ist, dann wäre das erfreulich.

Der letzte Kampf ging um die Errungenschaften und Rechte der arbeitenden Menschen, er ging aber auch um die Macht im Staat. Reichskanzler Brüning war in den Kampf gegangen, um die Reihen der Regierungsparteien zu stärken, das ist aber nur für seine Partei, für das Zentrum, gelungen. Die meisten Parteien haben trotz der guten Wahlbeteiligung Verluste zu verzeichnen. Nur die „radikalen“ Parteien haben einen Zugang bekommen.

Bezeichnend ist, daß das Zentrum die Zahl seiner Sitze

noch erhöhen konnte. Ein Gewinn von acht Mandaten trotz der Brüningpolitik auf Kosten der breiten Massen, trotz 50 Pf. für den Krankenschein und Abbau der sozialen Leistungen.

Mit der wirtschaftlichen Notlage machten die Radikalen ihre Geschäfte. Die Kommunisten und Nationalsozialisten triumphierten. Die Kommunistische Partei, die in allen Kämpfen der letzten Jahre für die Arbeiterbewegung nur ein Hemmschuh war, machte diesmal mit den Erwerbslosen ihre Rechnung. Man täuscht sich oft, manchmal auch in der Einschätzung der politischen Erziehung. Leider hat die Phrase noch zu große Wirkung. Zu wenig prüft das Volk! 22 neue KPD-Beauftragte werden mehr als bisher das Parlament zieren und sich als Steigbügelhalter der Reaktion entpuppen.

Schnell wurden die Nationalsozialisten „groß“. Im letzten Reichstag hatten sie 12, jetzt ziehen sie mit 107 Abgeordneten ein. Was die bürgerlichen Parteien verloren, das schwenkte zu den Nationalsozialisten. Was sollte auch der Bürgersmann wählen? Es war doch ein übles Gewäsch in der Sudelküche der bürgerlichen Parteien. Die Nationalsozialisten hatten ungeheure Mittel zur Verfügung, um den Wahlkampf zu führen.

Eine Partei, die den Parlamentarismus ablehnt, kämpft um das Parlament, das ist noch nie dagewesen. Eine Nationalsozialistische Arbeiterpartei übernimmt also die Führung des Bürgertums! Wie es mit den Arbeitern in dieser Partei steht, das weiß man am besten, wenn man die Führer betrachtet.

Der Verlust von 9 Mandaten, den die Sozialdemokratische Partei zu verzeichnen hat, ist das Ergebnis der infamen Hetze, die alle Parteien gegen die Sozialdemokratie getrieben haben. Mit den gemeinsten Lügen wollte man das Gebäude der Partei erschüttern; es ist nicht gelungen. Wenn auch zahlenmäßig etwas geschwächt, so verläßt die Partei doch den Kampf, der sie innerlich stärkte, um zu neuen Schlägen auszuholen.

Wird auch der neue Reichstag nur unter schweren Verhältnissen arbeiten können, so wissen wir jetzt besser als je, wo der Feind der sozialistischen Arbeiterbewegung steht. Der Kampf der Zukunft gilt der Phrase und dem Faschismus!

Jene Leute mit dem Hakenkreuz haben kein Recht, sich Arbeiterpartei zu nennen; denn sie sammeln in ihren Reihen alle unzufriedenen Menschen, um sie ins „Dritte Reich“ zu führen. Derjenige Arbeiter, der den Sozialismus will, muß einschen, daß er bei den Nazis auf dem falschen Wege ist.

Ich gucke fern!

Von Maxel Troll

Wir haben es doch herrlich weit gebracht!

In 100-km-Tempo und darüber fahren wir in der Benzindroschke, zu Wasser, zu Land und in der Luft.

Wir sitzen zu Hause gemütlich beim Kaffee und hören, wenn in New York einer von einem beim Boxkampf eine „geklebt“ kriegt.

Und jetzt kommt das Neueste:

Wir hören nicht nur fern, wir sehen fern!

Wir hören nicht nur, wenn einer in New York einen knackenden Klackbaken gratis erhält, nein, wir sehen es ganz deutlich, wie der eine anlangt, sicher „landet“, der andere zu Boden stürzt, der Ringrichter herbeieilt, die rechte Hand in Sekundenabstand hebt und senkt und dabei bis 10 zählt, womit der am Boden Liegende ausgezählt ist.

Hätten wir diese neueste Einrichtung schon vor Wochen gehabt, wir hätten ganz genau den unfieren Tiefschlag beobachten können, den Sharkey dem Schmeling versetzte, und hätten in Posenmarkt „land“ und „Schichtung“ schreien können, welche Funktion für den Zuschauer doch erst den Reiz aller Sportwettkämpfe ausmacht.

Aber da jede neue Erfindung nicht zur Beruhigung unserer Nerven beiträgt, neue Konfliktsstoffe schafft, Filmtraumomotive hervorzaubert, so muß auch dieses Fernsehen mit Vorsicht genommen werden.

Ich ohne Schlitzmess!

Hier eine Anregung für Romanschreiber:

Deutlich konnte man beim Wahlgang beobachten, daß gerade die Jugend die Reihen der Nazis füllt, die jene jungen Menschen für allerlei Dinge mißbrauchen. Bedenkt diese Jugend nicht, wem sie es verdankt, daß sie überhaupt wahlberechtigt ist? Weiß diese Jugend nicht, daß die Nazis das Arbeitsdienstjahr fordern? Man predigt Blutrache, das ist das große Verbrechen, das größte von allen, das es in der Politik geben kann!

Mit dem Faschismus nehmen wir den Kampf auf. Aktiver denn je muß sich die Jugend in allen Arbeiterverbänden zeigen, um zu werben und die Reihen zu füllen. Schon jetzt heißt es, wieder vorzuarbeiten, um die nächste Wahlschlacht als Sieger zu verlassen.

Die Lüge wird vergehen, was wahr ist, das wird bestehen!

Leider sind schon viele junge Menschen hineingeführt in die Netze der Nazis und jetzt Gefangene der Unvernunft. Wir müssen sie mit den Waffen des Geistes befreien, damit sie wieder den rechten Weg zu uns finden. Wir müssen dieser Jugend sagen, daß wir Frieden wollen und die Nazis Revanche predigen. Kein Mensch kann sich die Schrecken des nächsten Krieges ausdenken.

Am Tage der Wahl, also am 14. September 1930, hatten im Berliner Sportpalast die Nazis eine Siegesfeier. Nachdem der Berichterstatter vom Berliner „12-Uhr-Blatt“ die „Feier“ beschrieben hatte, beendete er seine Arbeit mit dem Schlußsatz:

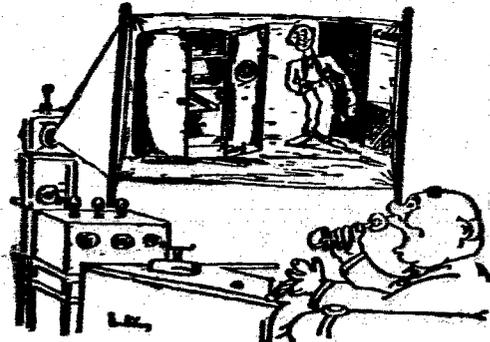
„Draußen stehen die Jungens von siebzehn und zwanzig mit heißen Backen und stehen stramm und machen Honneurs und sagen sich „Zu Befehl“ und glauben, an einer guten Sache mitzuarbeiten. Daß sie es glauben, macht ihr Glück aus und unsere Trauer. Arme Jugend! Noch einmal Krieg? Noch einmal Enttäuschungen, noch einmal Krüppel? Genau so sahen die aus, die vor 16 Jahren glühenden Auges Deutschland befreien wollten. Heute heißt es in diesen Kreisen: „Lieber tot, als Sklav.“ So wenig haben sie gelernt. Die Schuld ist furchtbar, die von fanatischen Hetzern heraufbeschworen wird!“

Millionen Menschen schließen sich diesen Worten an. Millionenfach ist unsere Antwort: „Nie wieder Krieg! Es lebe die Völkerverständigung, es lebe der Weltfrieden!“

Die Partei lebt, mit ihr aber eine Jugend, die zu ihr steht. Wir Jungen dürfen den Glauben nicht verlieren. In diesem Wahlkampf standen wir fest, standen wir unsern Mann. In der Zukunft wird es nicht anders sein. Das Millionenheer wird weiterschreiten; denn Partei, Ge-

Der Dieb.

Der Bankkassierer Müller ist allein in seinem Schalterraum. Seine anderen Kollegen haben bereits Schluß gemacht. Er muß angeblich nacharbeiten, um auf das Laufende zu kommen. In seiner schwarzen Seele hat er sich aber seit Wochen den „großen Coup“, wie es so schön in modernen Detektivromanen heißt, vorbereitet. Durch geschickte falsche Buchungen hat er sich 50 Mille gesichert. Selbst die Revision am Morgen hat nichts gemerkt. Nun steckt er sich das Paket mit Hundertmarkscheinen, die er vorher sorgfältig gebündelt hat, ein.



Am „Ferngucker“.

In seiner Villa in der Liebigstraße aber sitzt Herr Bankier Schwarz, der Chef des Hauses, vor der Leinwand. Seinen Fern-

werkschaften, Sportorganisationen und alle Kulturbewegungen, das sind die Grundfesten unserer Arbeit, das ist unser Fundament.

Mögen die Nazis triumphieren, wir haben das feste Bewußtsein, daß auch unsere Bewegung lebt und schreitet! Im Kampfe gegen den Faschismus wird sie die Siegesfahnen tragen.

Kurt Busse.

Wahlen und Demokratie

Die Reichstagswahlen sind vorüber. Während des Wahlkampfes sind manche neuen Fragen auf die Jugend eingestürzt, und es trägt zur Schulung bei, sich nachträglich in aller Ruhe mit den Streitfragen zu beschäftigen.

Das Volk hat von seinem höchsten Staatsbürgerrecht Gebrauch gemacht. Es ist lehrreich, daß schon im 4. Jahrhundert v. Chr. der berühmte griechische Philosoph Aristoteles in seinen politischen Schriften sagte:

„In den volkreichen Staaten unserer Tage wird eine andere Verfassung als die demokratische nicht mehr leicht sich halten können!“

Aristoteles, der im Jahre 384 v. Chr. geborene griechische Philosoph und Schüler Platos, wußte sehr wohl, als er diesen Satz schrieb, daß ein kulturell hochstehendes Volk, wie es die alten Griechen waren, sich nicht auf die Dauer den Launen eines Diktators à la Mussolini usw. aussetzen wird, ohne dagegen revoltieren.

Diktatur auf längere Zeit kann nur möglich sein in einem Staatswesen dessen Bürger zum weitaus größten Teil aus Alphabeten bestehen. Der Westeuropäer des 20. Jahrhunderts würde nur mit Widerwillen sich asiatischer Despotenwillkür beugen, zugleich aber alles daran setzen, um alsbald dieses Joch von sich abzuschütteln.

Schon Solon, der griechische Staatsmann und Dichter, der 640 v. Chr. geboren wurde, schuf für seine Vaterstadt Athen eine neue Verfassung, die als Vorstufe der Demokratie bezeichnet werden kann. Er war wohl der erste Staatsmann, der das Volk zu selbständiger, lebendiger Teilnahme am Staate zu erziehen versuchte. Er wollte durch seine Verfassung die Kluft zwischen Adel und Volk überbrücken, die Anmaßung des Adels hemmen und die Entwürdigung des Volkes beseitigen. Solon war für die Beseitigung der Standesvorrechte und verfügte eine „nach den Leistungen abgestufte Beteiligung aller Staatsbürger an der Regierung“. Solons Staatsauffassung war also keine rein demokratische, war eine mehr timokratische. Aber selbst diese Staatsauffassung bedeutete in der damaligen, rein autokratischen Herrschaft der Willkür einer dünnen Adelschicht den ersten Schritt zu demokratischer Gestaltung.

Das erste Wahlrecht für die freien Staatsbürger vor 2600 Jahren, von welchem Recht die Sklaven ausgeschlossen waren, war noch ein richtiges Klassenwahlrecht, da in vier Klassen gewählt wurde. Es war in wenigem nur von dem preußischen Dreiklassenwahlrecht bis zum Kriegsende 1918 unterschieden,

von welchem Wahlrecht selbst der konservative Bismarck sagte, daß es das elendeste aller Wahlsysteme sei.

In der Volksversammlung vor über 2000 Jahren gab es noch eine Reihe von drakonischen Strafen für solche Abgeordnete, die ihre höchste Pflicht, im Interesse des Volkes zu wirken, vernachlässigten. Fehlen bei wichtigen Entscheidungen wurde mit schweren Geldstrafen, ja in besonders schweren Fällen mit dem Tode geahndet.

Die Geschichte der Parlamente aller Staaten hat erwiesen, daß nur durch ein gleiches, allgemeines, direktes und geheimes Wahlrecht Staaten vor allzu schweren Erschütterungen bewahrt bleiben können.

Zuerst hat dies England erkannt, das durch die Revolution Cromwells im Jahre 1647 sich die erste neuzeitliche demokratische Volksvertretung schuf.

Island kann sich rühmen, in seinem „Althing“ das älteste der Parlamente zu besitzen, und hat in diesem Jahr das tausendjährige Bestehen seines demokratischen Parlaments gefeiert.

England kann sich auch rühmen, den ersten Soldatenrat besitzen zu haben. Dieser erste Soldatenrat erließ in den Revolutionsjahren des Jahres 1647, am 29. Oktober, den ersten Entwurf eines allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts.

Die geheime Abstimmung brachte erst die französische Revolution, während in England noch bis zum Jahre 1872 die Stimme mündlich zu Protokoll abgegeben wurde.

Die ersten Stimmzettel im vorgeschriebenen Format wurden erst 1849 in Frankreich und in Deutschland 1869 eingeführt.

Die ersten offiziellen Stimmzettel im vorgeschriebenen Format wurden erst 1849 in Frankreich und in Deutschland 1869 eingeführt.

Der nordamerikanische Staat Wyoming kann sich rühmen, als erster Staat der Welt bereits 1869 das Recht der Frau zum Wählen beschlossen zu haben.

Die uns durch die Revolution von 1918 eingeführte Listenwahl hat bereits im Jahre 1854 Lord Russell im englischen Unterhaus empfohlen. England selbst aber hat bis auf den heutigen Tag diesen Rat nicht befolgt.

Die Listenwahl zuerst in Deutschland eingeführt zu haben, gebührt Württemberg, das bereits einige Jahre vor dem Kriege neben den 70 Bezirksabgeordneten der einzelnen Oberämter durch Schwarzwald- und Donaukreis 9, durch Neckar- und Jagstkreis 8 und durch die „gute Stadt Stuttgart“ 4 Abgeordnete nach der großen Verfassungsreform in den württembergischen Landtag durch das Proporzwahlssystem delegierte.

Unsere demokratischen Verfassungen unterliegen Erschütterungen, weil zur Zeit nicht alle Wünsche auf Grund wirtschaftlicher Schwierigkeiten erfüllt werden können.

Warum können aber in erster Linie solche Wünsche des Volkes meist nicht erfüllt werden?

Hauptschuld trägt die Masse der Wähler selbst, die eben in ihrer schlechten Wirtschaftslage — wie Kranke auf den Kurfischer — auf die Phraseure einer reaktionären Politik hineinfällt. Weil ein großer Teil der Wähler noch nicht genug politisch geschult ist, um mit Aristoteles zu wissen, daß nur in der Demo-

schapparat hat der Herr Chef auf sein Büro eingestellt, in dessen Wände er heimlich, ohne daß es seine Angestellten wissen, Fernseh-Aufnahmeapparate hat einbauen lassen, so daß er jederzeit durch einen Druck auf irgendeinen Knopf jedes seiner Büros ableuchten kann.

Eben drückt Herr Schwarz den Knopf: „Kasse!“

Auf der Leinwand erscheint Bankkassierer Müller.

Müller sieht sich eben im Raum um, ob auch niemand ihn beobachtet. Er langt in den Kassenschrank, nimmt ein dickes Paket Hundertmarkscheine und läßt es in seiner großen Hosentasche verschwinden.

Seelenruhig nimmt Herr Schwarz, der Chef, das Telephon ab, alarmiert das Überfallkommando und stellt seinen Ferngucker wieder auf die Kasse ein.

Bankkassierer Müller zieht eben seinen Bürorock aus und sein graues Straßenjackett an, stülpt seinen grauen Borsalino mit schwarzem Band auf seine blonden Locken.

Jetzt verläßt er den Kassenraum, nachdem er, vom bösen Gewissen geplagt, sich mehrere Male umschaute, ob ihn auch gewiß niemand gesehen hat.

Druck auf den Knopf: Vorräum.

Portierlogel

Der Tonfilm läßt das Knarren der neuen gelben Schuhe des Diebes vernehmen.

Und die Stimme des Portiers:

„Guten Abend, Herr Müller! Sie haben aber lange heute gearbeitet.“

„Ja . . .“, versetzt mit tonloser Stimme der Kassierer, „ich hatte so viel nachzuarbeiten!“

Leinwand: Großaufnahme des Kassierers.

Bleiches Gesicht! Hohle Augen!

Im Lautsprecher hört man Knacken einer Türklinke. Auf der Leinwand erscheinen sechs Schupobeamte. Gezückter Gummiknüppel in der Rechten. Packen Bankkassierer Müller am Rockkragen. Nehmen das Banknotenbündel aus der rechten Tasche der hellgrauen Hose. Ein neues Knacken: Die eiserne, vernickelte Fessel schließt die Hände des Kassierers.

Herr Bankier Schwarz schaltet seinen Fernsehapparat ab.

Das ist doch wundervoll, aber es werden schlimme Zeiten für Spitzbuben und heimliche Sünder kommen.

Humor und Spott im Handwerk

Nachdem in den Städten des Mittelalters das Handwerk zu einer Großmacht geworden war, kamen die Zünfte auf und bildeten eine eigene Standesehre aus, die die seltsamsten Begriffe von Zunftfähigkeit und -unfähigkeit ausprägte. Diese gaben nicht nur dem Volke Anlaß zu Foppereien und Neckereien, sondern die einzelnen Handwerke selbst hatten oft genug einen gepfefferten Spott und recht trockenen Humor für einander. Diese Angriffe gründeten sich zumeist auf die Frage der freien und unfreien Handwerke, auf die besondere Tätigkeit der Handwerker und ähnliches. Für eine ganze Reihe von Handwerken läßt sich aber heute nicht mehr nachweisen, aus welchen Gründen ihre Tätigkeit als unfrei oder unehrlich erklärt worden war. Darüber sind die merkwürdigsten Vermutungen aufgestellt worden, die sich aber schließlich auch nicht als stichhaltig erwiesen haben. Die Blüte des Handwerkerspottes fällt mit der Blüte des Handwerks und unserer städtischen Kultur zusammen. Nun sind einzelne Handwerke schon in ältester Zeit vorhanden gewesen,

Licht und Kraft

Von Dipl.-Ing. Dr. H. Schütze, Stuttgart

Das Sonnenlicht ist die Quelle aller Kräfte, die die Technik verwendet. Alle Kraftstoffe, von der Kohle bis zum Holz, bergen Energie, die die Sonne in Jahren oder Jahrtausenden in ihnen aufgespeichert hat; und auch die Wasserkraft wäre nicht denkbar, wenn nicht die Sonne für den Kreislauf des Wassers sorgte. So muß also im Licht ein ungeheurer Vorrat vor Energie stecken, den wir aber erst aus „zweiter Hand“ beziehen. Alle Bemühungen der Technik, das Licht selber als Kraftquelle auszunutzen, sind bisler praktisch gescheitert.

Am ehesten gelang es noch mit der Wärmewirkung der Lichtstrahlen. Man dachte daran, in stark besonnten Wüstengebieten große Sammelanlagen aufzustellen und die Wärme der Strahlen für den Betrieb von Dampfkesseln zu verwenden. Aber es gelang auch nur mäßig; die Anlagen werden viel zu groß und zu teuer, und wo viel Sonne ist, da ist meistens zu wenig Wasser für den Dampfbetrieb. Und schließlich ist auch wieder ein Umweg: man verwendet nicht das Licht selber, sondern nur seine Wärmewirkung, die man umständlich in Dampfspannung, dann in Maschinendrehung und endlich erst in elektrischen Strom umsetzt.

Das Ideal bleibt die unmittelbare Umwandlung des Lichts in elektrischen Strom. Daß die Technik jetzt auf dem Weg dahin ist, soll nun gezeigt werden. Man weiß schon seit 1839, daß das Licht selber elektrische Wirkungen ausüben kann. Wenn man zwei Bleche in eine leitende Flüssigkeit taucht und eins der Bleche belichtet, dann entsteht ein elektrischer Strom. Allerdings ist dieser Strom außerordentlich schwach, und etwas Praktisches hat man damit nicht anfangen können. Erst viel später, nämlich 1887, fand Hall wach s eine viel wirksamere elektrische Lichtwirkung, den sogenannten Photoeffekt. Aus ihm entstand die lichtelektrische Zelle, die uns einen großen Schritt in der Fernbildtechnik vorangebracht hat.

Vordem verwendete man ein chemisches Element, das Selen, als „elektrisches Auge“. Das Selen liefert aber gar keinen elektrischen Strom, sondern es verändert nur den Strom, den eine Batterie hergibt. Es ist also keine Elektrizitätsquelle und kann daher auch niemals zur Umwandlung von Licht in Kraft dienen. Anders ist es mit der lichtelektrischen Zelle, die Bild 1 zeigt. Sie besteht aus einem Glasgefäß G, das luftleer gepumpt ist. Ein

Teil der Innenwand ist mit Metall M belegt, wozu man am besten ein Alkalimetall (Kalium oder Natrium) verwendet. Dieser Metallbelag läßt sich nach neuerem Verfahren sogar schon auf elektrischem Wege durch das Glas hindurch anbringen. Man taucht das geschlossene Glasgefäß nur in die heiße Lösung eines Natriumsalzes und schiebt, wie beim Galvanisieren, einen elektrischen Strom hindurch. Da nun das Glas selber stets Natrium enthält, so findet jetzt eine elektrolytische Wending der Natriumteilchen statt. Sie gehen durch das Glas hindurch und erscheinen auf der Innenwand als Metallbelag.

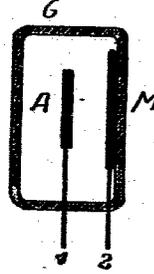


Bild 1

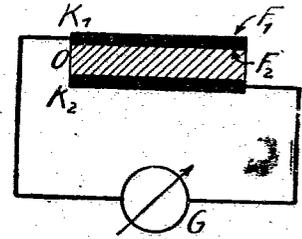


Bild 2

Gegenüber dem Metallbelag M befindet sich ein Blech A, das — genau wie in Radoröhren — als Anode dient. Wenn nun ein Lichtstrahl auf den Metallbelag M fällt, dann bringt er die Elektronen in Aufregung, die sich in jedem Metall befinden. Ein Teil der Elektronen wird aus dem Metall herausgerissen und strömt durch den luftleeren Raum zur Anode. Dadurch entsteht ein elektrischer Strom, der an den Drähten (1 und 2) abgenommen werden kann. Die Zelle verhält sich also gerade wie ein galvanisches Element: sie liefert elektrischen Strom an zwei Klemmen; nur muß sie von Lichtstrahlen getroffen werden, während sich im galvanischen Element chemische Vorgänge abspielen.

Allerdings ist das nur ein ganz kleiner Schritt auf dem Wege zur Umwandlung von Licht in Kraft; denn die Zelle hat zwei Eigenschaften, die sie als Kraftquelle unmöglich machen: erstens braucht man eine Anodenbatterie, d. h. eine zweite Elektrizitätsquelle; und zweitens sind die Ströme so schwach, daß man sie mit Verstärkeröhren sehr wesentlich verstärken muß, um überhaupt etwas damit anzufangen. Trotz alledem ist die Lichtquelle technisch von sehr großem Werte, denn

lange bevor es bei uns Städte gab. Das waren Wandergewerbe, wie etwa das des Waffenschmiedes, der von Hof zu Hof zog und den kriegerischen Germanen und seinen Nachwuchs mit Waffen versorgte. An den hat sich der Handwerkerspott nicht herangewagt, stand er doch in hohem Ansehen; seinen Namen hielt man neben dem des Helden allein für wert, der Nachwelt überliefert zu werden. Jung Siegfried ist bei einem Waffenschmied in die Lehre gegangen, und Wieland, der Schmied, ist fast der einzige Handwerker der deutschen Sage. Das war auch das einzige freie Handwerk. Alle gewerblichen Arbeiten, die auf dem germanischen Hof zu erledigen waren, besorgten die Knechte nebenbei; nur auf den größeren Gütern bildeten sich unfreie Handwerker im Hauptberuf aus, und diese werden schon in den ältesten deutschen Gesetzbüchern nach ihrer Arbeit verschieden eingeschätzt. Das burgundische Gesetz zum Beispiel, das ums Jahr 500 aufgeschrieben wurde, sühnte den Mord an einem Goldschmied mit zweihundert, an einem Silberschmied mit hundert, an einem Eisenschmied mit fünfzig, an einem Stellmacher mit vierzig Solidi, während ein Feldarbeiter oder Schweinehirt nur dreißig galt. Das Schmiedehandwerk war stets eins der vornehmsten Handwerke. Wertvoll war auch das Eisen; wer einen Pflug entwendete, den sollte man noch nach dem Sachsenpiegel radebraken wie Mörder und Mordbrenner. Die laute Arbeit des Schmiedes gab Veranlassung zu mancherlei Redensarten. Smiet mi to! Smiet mi to! ruft sein Hammer, Meister Pinkspank nennt man ihn in Norddeutschland, und pinkspank tönt es aus seiner Werkstatt, der Schmiedehölle, heraus:

Pinkspank! Pinkspank!
Dre Gröschchen de Nagel, dre Gröschchen de Nagel,
und es Dähler dat Rad, es Dähler dat Rad,
de obbe Pinkspank is pinkspank.

In einer Nürnberger Stadtrevolution waren die Schmiede- und Schlosserzünfte, die „Geißbärte“ genannt, beteiligt; ihr Anführer, der Haubenschmied Hermann, hieß wegen seines langen Bartes der Geißbart. Schmiede und Schlosser wurden Kohlenfresser, auch Rußwurm genannt. Die Arbeit beeinflusst das Aussehen und das ganze Wesen des Handwerkers. Der Schmied wird stark, und deshalb kann er auch im Essen etwas leisten. Das beweist das bekannte Lied: „A Schlosser hat an G'sellen ghat“, und ein Schwank von Hans Sachs erzählt ähnliches. Da verordnet der Arzt einem kranken Schmied sieben Pillen. Aber der Schmied versteht ihn falsch und meint, sieben Hühner soll er verzehren. Mit aller Anstrengung leistet er das Verlangte: „Die Arznei ist mir zu stark“, aber er zwingt beinahe, und wie der Arzt am andern Tage nachsieht, klärt sich der Irrtum auf:

„Nein, ich hab's selb also verstanden“, sprach der Schmied, gefressen hab ich sechsthalb Huhn.

Hilft das mit, so schadt es doch nit.

Daß ein Schmied erst recht auch Durst bekommt und allgemein als trinkfester Mann gilt, ist begrifflich. Im Badischen wird der Durst der Schmiede so erklärt: Der erste Schmied soll einen feurigen Amböß verschluckt haben, und nun meinen alle, sie müssen löschen. Ernst aufgefaßt hatte meist die Zunft jeglichen Spott. Wo der einzelne gute Miene zum bösen Spiele machte, da kehrte die Zunft den mächtig Entrüsteten heraus. Es entstanden eine Reihe Schriften und Gegenschriften, in denen die Unentbehrlichkeit und Ehrwürdigkeit des Handwerks mit zum Teil gründlicher Gelehrsamkeit und allerlei biblischen und klassischen Zitaten dargetan wurde. Die Anklagen schwiug man einfach tot und mit zweckfeilerschütternder Beweisführung

sie ist die Grundlage der Fernbildtechnik, auch kann man sie als elektrisches Auge zum Sortieren von Gegenständen verschiedener Färbung (z. B. Zigarren) oder zum Zählen von Besuchern bei Ausstellungen usw. verwenden. Es gibt noch eine ganze Reihe weiterer Anwendungen (Feueralarm, Diebsalarm usw.), die hier aber nicht behandelt werden können.

Die Hauptsache ist: wir haben in der Lichtzelle eine Maschine, die das Licht ohne jeden Umweg in elektrischen Strom verwandelt. Der zweite Schritt ist nun, die Anodenbatterie wegzuschaffen und der dritte die Verbesserung des Wirkungsgrades. Beides ist in letzter Zeit gelungen.

Die neue Lichtquelle, die das leistet, kommt außerdem auch ohne den unbequemen luftleeren Raum aus; sie braucht kein Glasgefäß mehr und wird dadurch technisch einfacher und widerstandsfähiger. Ihren Aufbau zeigt Bild 2. Dort ist K_1 ein dünnes Kupferblech und K_2 ein zweites stärkeres. Zwischen beiden liegt eine Schicht O von Kupferoxydul, einer Verbindung aus Kupfer und Sauerstoff. Das ganze ist im Grunde genommen nichts anderes, als der bekannte Trockengleichrichter, der in der Rundfunktechnik vielfach verwendet wird. Wenn nun Lichtstrahlen auf das obere Blech K_1 fallen, dann bewegen sich die Elektronen. Sie gehen aber jetzt nicht mehr durch den leeren Raum, sondern bleiben im Stoff. Ihr Weg führt durch die Oxydschicht O zum zweiten Blech K_2 . Verbindet man die beiden Bleche miteinander, so fließt bei Belichtung ein Strom, den man z. B. mit dem Galvanometer G messen kann. Dieser Strom ist um ein Vielfaches stärker, als der Strom bei der Alkalizelle mit dem luftleeren Raum. Die neue Zelle hat also einen bedeutend größeren Wirkungsgrad.

Nun ist man noch einen Schritt weitergegangen. Die eben genannte Zelle, die in Berlin-Dahlem entdeckt wurde, wird Vorderwandzelle genannt, weil das Licht ihre Vorderwand F_1 wirkt. Wenn man nun statt des Kupferblechs K_1 einen durchsichtigen Metallbelag anwendet, dann kann das Licht auf die Fläche F_2 , d. h. auf die Hinterwand wirken. Man macht das so: auf die Kupferoxydschicht O wird ein feiner durchsichtiger Gold- oder Silberbelag aufgestäubt. Diese Hinterwandzelle, erfunden im Siemens-Laboratorium, hat einen etwa zehnmal so großen Wirkungsgrad als die Vorderwandzelle, einfach, weil das Licht unmittelbar auf die Grenzfläche zwischen Metall und Oxydschicht wirken kann.

Und was ist nun erreicht? Das zur Zeit technisch Be-

deutsame bleibt immer noch die vielseitige Verwendbarkeit der Zelle, auf die schon hingewiesen wurde. Es ist andererseits aber auch zur Tatsache geworden, daß man das Licht weit wirksamer in Kraft umsetzen kann, als bisher — wenn auch immer noch nicht so, daß sich eine technische Energiequelle daraus machen ließe. Es besteht aber kein Grund für die Annahme, daß der Erfolg ausbleiben müßte. Noch ein solcher Schritt (und warum sollte er nicht kommen?), dann sind wir soweit, daß wir der Sonne unmittelbar die Kraft entnehmen können; und dann haben wir allerdings eine Energiequelle, an deren Erschöpfung nicht zu denken ist. Nur ist es noch nicht ganz soweit; und wenn es einmal gelingt, so braucht darum noch kein goldenes Zeitalter anzubrechen. Der Energiehunger der Technik ist sehr groß, und eine Kraftquelle mehr wird ihn nur noch weiter anschwellen lassen.

Gaststättengesetz und Jugend

Von Zeit zu Zeit kommt uns vom „laufenden Band“ unserer „Gesetzesmaschinen“ auch einmal ein Gesetz, der einschneidend eingreift in unser gesellschaftliches Leben oder grundlegende Bestimmungen von weittragender Bedeutung schafft. Das Gaststättengesetz vom 28. April 1930, welches am 1. Juli 1930 in Kraft getreten ist, beendet, einstweilen wenigstens, den jahrzehntelangen Kampf zwischen Alkoholgegnern und Alkoholverschleißern.

Die Ausführungsbestimmungen zum Gaststättengesetz sagen einleitend: „Das Gaststättengesetz dient dem Schutz der Jugend gegen die Gefahren des Alkoholismus und der Verbesserung des Schankkonzessionswesens. Diese beiden Gesichtspunkte sind bei der Anwendung des Gesetzes stets zu berücksichtigen und vor allem bei der Entscheidung von Zweifelsfragen zur Anwendung zu bringen.“ Damit ist das Gesetz eindeutig umrissen.

Der kennzeichnende Zweck des Gesetzes ist in erster Linie der Schutz der Jugend gegen den Alkoholismus. Und da ist es von besonderer Bedeutung, daß nunmehr das Jugendamt an der Durchführung des Gesetzes beteiligt ist. Während bisher das Jugendamt vor Erteilung der Erlaubnis zum Betriebe eines Alkoholgewerbes lediglich zu „hören“ war, was nur formelle Bedeutung hatte, kann das Jugendamt jetzt gegen die Erteilung einer Erlaubnis für neu zu errichtende Betriebe mit Ausschank geistiger Getränke oder für die Ausdehnung bestehender Betriebe auf den Ausschank von Branntwein selbständig das zulässige Rechtsmittel mit der Begründung einlegen, daß ein Bedürfnis nicht vorhanden ist.

Wer geistige Getränke ausschänkt, ist auch verpflichtet, alkoholfreie Getränke zum Ausschank bereitzuhalten. Die

wehrte man sich mit wenig zarten Ausdrücken. Dem Schlosserhandwerk gereichte es zu besonderen Ehren, daß Petrus ebenfalls den Himmelsschlüssel in den Händen trägt, und der erste Schmied war Thubal Kain, der schon im ersten Buch Mosis erwähnt wird; solch ein schönes Handwerk könne unmöglich von einem Heiden, etwa vom Vulkan, erfunden sein. In dem weithin bekannten Liede, wie es die einzelnen Handwerke machen, heißt es von den Schmieden:

Wie machens denn die Schmiede?
Sie schlagen die Nägel neunmal krumm,
damit der Bauer gleich wieder kumm.
Sie schweißens Eisen rum und um
und endlich kommt der Bauer drum —
Sie nemme 'ne Möckelj alt Ise
un duen drmit de Buur bschysse.

Aber der Schmied blieb doch immer der wertvollste Handwerker, wie nachfolgende uralte Geschichte lehrt. Auf einem Dorfe wohnte ein Schmied, der einen Totschlag auf dem Gewissen hatte, ward gefangen und zum Tode verurteilt. Die Bauern, so den Schmied sehr lieb hatten, gingen zum Drost (Amtmann) und baten um Gnade und sagten, daß er ein so guter Schmied wäre und daß die umliegenden Dörfer großen Nutzen von ihm hätten. Der Drost sprach: „Es ist eine mutwillige Tat, es muß Gericht über ihn gehalten werden.“ Die Bauern gaben zur Antwort, wenn es ja sein müßte, so hätten sie zween Leineweber, da sie doch an einem genug hätten, so könnte der Herr Drost einen davon henken lassen und dem guten, ehrlichen Schmied sein Leben schenken.

In einem späteren Liede über das „Lob der Handwerker“ heißt es:

Jeder Stand hat seine Ehre,
Übt er treulich seine Pflicht;
Was auch irgendeiner wäre,
Zu verachten ist er nicht.
Körperkräfte und Verstand
Bieten jedem gern die Hand.

Wer den Schlosser will beleid'gen,
Kriegt es bald mit mir zu tun.
Seine Ehre zu verteid'gen
Laß ich nicht die Feder ruh'n.
Nur der Schlosser ist der Mann,
Der uns Aufschluß geben kann.

Und es sei ganz frei und ehrlich
Auch der Nagelschmied genannt,
Dieser scheint mir unentbehrlich,
Wo uns irgend Zweifel bannt;
Trifft, käm auch der dümmste Tropf,
Stets den Nagel auf den Kopf.

Badermann.

Verabreichung von Speisen darf nicht von der Bestellung von Getränken abhängig gemacht werden. Auf Sportplätzen und in Turnhallen Branntwein zu verabreichen, ist verboten. Bei Schul- und Jugendfesten sowie bei Sportfesten, an denen überwiegend Jugendliche beteiligt sind, darf ein Ausschank geistiger Getränke überhaupt nicht stattfinden. Der Branntweinausschank und der Kleinhandel mit Branntwein können für bestimmte Morgenstunden sowie an zwei Tagen in der Woche, insbesondere an Lohn- und Gehaltszahlungstagen und Wahltagen, ganz oder teilweise verboten oder beschränkt werden. Beachtenswert ist das Verbot der Abgabe von branntweinhaltigen Genußmitteln (Kognakbohnen, Schnapskonfekt) an Jugendliche unter 18 Jahren. Verboten ist die Abgabe von Branntwein an Personen unter 18 Jahren; ferner an Personen unter 16 Jahren auch die Verabreichung anderer alkoholhaltiger Getränke oder Tabakwaren in Abwesenheit des zu ihrer Erziehung Berechtigten im Betriebe einer Gast- oder Schankwirtschaft.

Sehr abgeschwächt wird die Wirkung dieser Jugendlichen-Verbote durch die einschränkende Bestimmung, daß nur die Verabreichung zu eigenem Genuß untersagt ist. Ohne Zweifel können die Bestimmungen durch diesen Zusatz, der mannigfache Umgehungsmöglichkeiten bietet, in vielen Fällen unwirksam gemacht werden. An Betrunkene dürfen geistige Getränke nicht verabfolgt werden. Nicht gesagt ist allerdings, woran man einen „Betrunkene“ im Sinne des Gaststätten-gesetzes erkennen kann. Durch Automaten dürfen Branntwein, Kognakbohnen und dergleichen nicht feilgehalten werden. Wichtig ist die Bestimmung, daß sogenannte Schnapsschulden nicht mehr eingeklagt oder sonstwie geltend gemacht werden können, wenn der Schuldner eine frühere Schuld gleicher Art noch nicht bezahlt hat.

Wenn nach Auffassung der zuständigen Behörde die Zahl der erlaubnispflichtigen Betriebe in einem Bezirk das Bedürfnis übersteigt, dann kann eine Erlaubnissperre bis zu drei Jahren festgesetzt werden. Besonderer Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse ist von dieser Anordnung nicht zu erwarten.

Eine einheitliche Festlegung der Polizeistunde ist nicht erfolgt. Das Gesetz legt lediglich als äußerste Grenze ein Uhr nachts fest, überläßt es jedoch den Landesbehörden, Ausnahmen zu gestatten und Bestimmungen über Verlängerung oder Verkürzung der Polizeistunde zu erlassen.

Alle diese Bestimmungen, die den sozial wesentlichen Inhalt des Gesetzes wiedergeben, zeigen deutlich das Bestreben in der Richtung des Jugendschutzes und darüber hinaus einer Einschränkung des Alkoholgenußes im allgemeinen. Daß die Festsetzung einer besonderen Polizeistunde für Jugendliche unterblich, ist nicht von besonderer Auswirkung, weil die Durchführung einer solchen Bestimmung praktisch kaum möglich sein würde. Die allgemeinen Bestimmungen des Gesetzes gehen übrigens die Möglichkeit, gegen Wirte einzuschreiten, die Jugendliche zu deren sittlichen oder gesundheitlichen Schädigung ausnutzen.

Es ist ohne Zweifel schwierig, in der Form einer gesetzlichen Regelung des Schutzes der Jugendlichen gegen den Alkoholis-mus das Richtige zu treffen. Psychologische und pädagogische Gesichtspunkte sind dabei von größter Wichtigkeit. Jedenfalls ist es aber sehr bedenklich und psychologisch falsch, wenn eine maßgebende Zeitschrift für Jugendwohlfahrt die Rationie-rung der Abgabe von Alkohol an Minderjährige fordert. Eine solche Maßnahme würde erst den einzelnen Jugendlichen auf sein Recht zum Bezuge von Alkohol aufmerksam machen und ihn dazu verleiten, oder manche Jugendliche würden die Bezugs-scheine austauschen. Ein schwunghafter Handel würde den Zweck der Rationierung in das Gegenteil verwandeln. Der Jugendliche könnte durch gesetzwidrigen Erwerb von Alkohol-bezugsscheinen dem Trunke zugeführt werden. Das Ergebnis: Leichtsinns, Verderbtheit und Zusammenstöße mit den Gesetzen.

Es ist bekannt, daß ein Teil der Alkoholgegner allgemeine Verbotung (Prohibition) forderte. Sofern die Prohibition sich nur auf Jugendliche erstreckt, ist das Forderer nach ihr mit Rück-sicht auf die Erziehungsgewalt der Berechtigten und der All-gemeinheit und mit Rücksicht auf die Beaufsichtigungsmöglich-keit durch die Erwachsenen in bestimmten Grenzen für vertret-bar. Katastrophal würde sich die Prohibition auswirken, wenn sie ganz allgemein auch auf Erwachsene ausgedehnt wird. Da geht sie von ganz falschen Voraussetzungen aus. Ein jahr-hundert alter Volksbrauch läßt sich nicht durch gesetzgeberische Maßnahmen ohne weiteres beseitigen. Zweckmäßige Aufklärung, Schärfung des Verantwortungsbewußtseins, wachsende innere Zucht können in langsamer Entwicklung im Streben nach Mäßig-keit Erfolge in der angestrebten Richtung zeitigen.

Bemerkungen zur Überwindung der Alkoholnot der Jugend sind in bedeutsamem Ausmaße in der modernen Sport-, Turn- und Wandervogelbewegung vorhanden. Erkenntnis und persönliche Erfahrung leiten über zu Mäßigkeit oder freiwilligem Verzicht, zu bewußter Ablehnung der Saufsitte, zur Verneinung des Saufsideals.

A. Juschka-Gewilberg.



Schatzkästlein des Wissens

Wie Sturm entsteht. Das Jahr 1926 war besonders sturmreich. Auch die Luft unterliegt dem Gesetz der Schwere, genau wie das Wasser, das um so schneller talabwärts fließt, je stärker das Gefälle ist. Demzufolge fließt auch die Luft aus Gegenden mit hohem nach solchen mit tiefem Barometerstand ab, in dem Bestreben nach Ausgleich. Je größer der Unterschied, um so schneller der Abfluß in Form von Wind oder gar Sturm.

Warum unsere Haare ergrauen. Unsere Haarfarbe ist von dem Farbstoff abhängig, welcher in den Haarröhrchen enthalten ist. Da im Alter der Organismus weniger hiervon absondert, so erscheinen die vorerst nur halbgefüllten Haarröhrchen grau; sind sie ganz leer, so nehmen sie ihre eigene Farbe an und sind weiß.

Der Elefant ist trotz seiner Größe und Schwere ein recht schnelles Tier; er kann in der Sekunde 20 Meter zurücklegen.

Der Polterabend ist eigentlich ein Überbleibsel aus den Zeiten des früheren Brautraubes. Wenn die Eltern und Freunde der Braut mit dem Raub nicht recht einverstanden waren, polterten sie darüber und zerwarfen in ihrer mehr oder weniger ersten Wut auch irdene Gegenstände.

Die höchsten Meereswellen erreichen ungefähr eine Höhe von 8 bis 9 Metern.

Franzenzimmer. Das Wort ist ein Musterbeispiel dafür, wie sich der Sinn eines Wortes im Laufe der Zeit ändern kann. Zuerst den Aufenthaltsraum der Frauen bedeutend, bezeichnete man im Mittelalter damit eine hochgebildete, vornehme Dame, und heute — eine Frauensperson von nicht einwandfreiem Rufe.

Das Urbild des Onkel Sam, bekanntlich die scherzhafte Bezeichnung für die Vereinigten Staaten von Amerika bzw. für den Amerikaner, war der amerikanische Kaufmann Samuel Wilson aus dem Staate New York. Er war Lebensmittellieferant für die amerikanische Armee im Kriege von 1812. Seine Kisten waren kenntlich durch die als Abkürzung für United States aufgemalten Buchstaben U. S. Das Volk machte aus diesen beiden Buchstaben jedoch Uncle Sam, und das wurde dann auch für Wilson selbst der Spitzname.

Die Musikerfamilie Bach hat von 1550 bis 1800 nicht weniger als 22 hervorragende Musikkünstler hervorgebracht.

Alter der Vergrößerungsgläser. Nach der Meinung einiger moderner Altertumsforscher müssen die alten Ägypter es bereits verstanden haben, Vergrößerungsgläser herzustellen, weil sonst die gefundenen feinen Juwelierarbeiten aus den Jahren um 2000 v. Chr. technisch so vollendet nicht hätten erzeugt werden können.

Der größte Schmetterling der Erde, Caligo, mißt im Fluge 15 cm in der Länge und 15 cm in der Breite.

Die Hüpfmaus, die durchschnittlich 8 cm lang wird, kann Sprünge von über 1 m Länge ausführen.

Warum nennt man ein prächtiges Grabmal ein Mausoleum? Artemisia die Gemahlin des Königs Mausolus von Karien, ließ um das Jahr 380 v. Chr. ihrem verstorbenen Gatten zu Hali karnassos ein so prächtiges Grabdenkmal errichten, daß es die alten Griechen zu den sieben Wunderwerken der Welt rechneten. Von ihm rührt die Bezeichnung Mausoleum her.

Der Zug nach der Stadt tritt innerhalb der letzten Jahrzehnte in der verschiedenen Verteilung der Bevölkerung auf Stadt und Land stark in Erscheinung. Im Jahre 1871 lebten 63,9 vH der deutschen Bevölkerung auf dem Lande, 1925 nur noch 35,65 vH. Jeder 15. Deutsche ist ein Berliner.

Menschen, die kein Salz essen können, sind die Eskimos im nördlichsten Amerika und die Bewohner des Feuerlandes.

Rund um den Erdball. Der Rekord der Reise um die Welt hat im Laufe der Jahre viele Änderungen durchgemacht. 1890 brauchte Francis Train 67 Tage und 12 Stunden, 1907 legte Oberst Burnley-Champbell den Weg in 40 Tagen und 19 Stunden zurück. Jäger-Schmidt, ein französischer Journalist, brauchte 1911 39 Tage 19 Stunden, der Amerikaner John Henry Meats im Jahre 1913 nur noch 35 Tage 21 Stunden. 1926 brauchten zwei Amerikaner 28 Tage und 14 Stunden. 1928 stellte der oben erwähnte Meats einen neuen Rekord von 23 Tagen und 15 Stunden auf. Zuletzt schlug der „Graf Zeppelin“ alle diese Rekorde.



Fahrterlebnis

Eigentlich wollten wir Sonntag auf Fahrt gehen, aber es regnete schon die ganze Woche. Der Boden war zerweicht und schlüpfrig. Im Heimabend stimmte die Mehrheit der Metallarbeiterjugend für ein Zuhausebleiben. Nur die ganz Unentwegten ließen sich von ihrer Ansicht nicht abbringen. Unter den Jugendkollegen der Freigewerkschaftsjugend werbend, fanden sich bald etliche Freunde, die sogleich einer Nachtfahrt zustimmten. Zehn Genossen kamen zusammen. Zwei Mädels (Schwestern) waren dabei, und wir nahmen sie schon deshalb mit, weil sie Fähigkeiten im Kochen besitzen. Ein Maler, von uns Knöpfchen genannt, hatte einmal Gelegenheit, in einer Waschküche die Kochkunst von Erika und Lotte aufs genaueste zu studieren. Es sollte zu Mittag Schnittbohnen geben, obendrauf sollte ein Ei liegen. Die Bohnen brannten beim Aufwärmen an, das Ei fiel durch Unvorsichtigkeit Knöpfchens auf den Steinboden.

Am Sonnabend nach unserer Besprechung hatten wir Jugendkartellsitzung, und nachher ging es auf Nachtfahrt. Alle Burschen, und auch Erika und Lotte, waren pünktlich zur Stelle. Nachtfahrt mit Rädern. Punkt 22,30 Uhr, vom Gewerkschaftshaus aus, verlassen wir Breslau. Ziel: Naturfreundehaus, Ortsgruppe Breslau, in Peiskerwitz an der Oder. Durch die lichtüberfluteten Straßen Breslaus kamen wir in einer halben Stunde an die Stadtgrenze. Für einen Augenblick ruhten und beratschlagten wir. Wir wußten, daß im Naturfreundehaus nach 23 Uhr kein Einlaß mehr gewährt wird. Das veranlaßte uns, einen Weg einzuschlagen, der kurz vor Peiskerwitz an einer Feldscheune vorbei führte. Keiner wußte genau, wo die Scheune liegt. Wir fuhren unter grauem Himmel durchs dunkle Land. Unsere flackernden Lampen schüttelten ihr Licht auf die Landstraße.

Kein Wort wurde gewechselt, nur surrende Räder, so ging es über eine Stunde. Dann hieß es: „Stopp.“ Einem Genossen ist der Hinterrifen abgepiffen. Knöpfchen ist gleich hilfsbereit zur Stelle und flickt schon fleißig, ehe überhaupt die Letzten ankommen. Knöpfchen ist in jeder Beziehung ein großartiger Kerl. Ich glaube, er würde in der sozialistischen Gesellschaft einen Mustergenossen abgeben. Er denkt immer in der Gemeinschaft, noch nie haben wir ihn auf seinen Vorteil bedacht gesehen. In zwanzig Minuten war der Schaden geheilt. Weiter ging die Fahrt, Erika und Lotte immer noch munter und lustig, bis wir die Bahnstation Kl.-Bresla erreichten. Wir kreuzten den Bahnübergang, dann lief der Weg rechts in die Wiesen. Keine zehn Minuten, und wir sahen linker Hand, etwa von unserem Weg zweihundert Meter entfernt, aus dem schummernenden Dunkel die große Feldscheune auftauchen. Über das Stoppfeld, durch einen Strich hohen Grases, ein wenig über Sturzacker, und dann waren wir an Ort und Stelle. Unser Freund Artur, Buchdrucker, nahm die Uhr. Mitternacht, 1,30 Uhr, war es. Er hat es nur halblaut zu mir gesagt. Die andern fragten nicht nach der Zeit. Eine eigentümliche Ruhe beherrschte die Horde. Man war der Ansicht, daß die Räder unbedingt mit hinaufgenommen werden mußten. Zunächst umkreisten wir die Scheune, denn Knöpfchen war der Meinung, daß schließlich Penner oder Landstreicher oben sein könnten. Zwei Leitern, die wir an der Rückwand fanden, erleichterten uns die Arbeit. Im Nu waren wir oben und musterten die Gelegenheit zum Pennen. Es war noch viel Raum. Artur leuchtete mit seiner elektrischen Lampe die Winkel ab, dann reichte Knöpfchen die Räder herauf, die Artur und ich abnahmen. Nachdem die Räder zusammengestellt waren, stellten wir fest, daß wir heute auf ungedroschenem Getreide schlafen würden. Langsam wurde es still. Uns schien es ganz unnötig, eine Wache aufzustellen, da uns hier kaum jemand vermuten würde.

Ich lauschte in den dämmrigen Morgen und konnte keinen Schlaf finden. Neben mir ein tiefes Atmen. Schließlich konzentrierte sich mein Ohr auf ein Geräusch, das mir immer näher zu kommen schien. Es war ein vorsichtiges Gehen. Allerdings für einen Menschen zu leicht. Dann war es still, kam aber bald wieder näher. Ich hielt den Atem an und glaubte, daß es ganz dicht bei mir sei. Unter meinem „Affens“, der mir als Kopfkissen diente, strich ich Arturs Taschenlampe hervor und wartete. Wieder ward es still. Meine Genossen lagen in tiefem Schlaf und merkten von der ganzen Sache nichts. Plötzlich

sprühte ich kleine Füße, die über meinen Körper liefen, und wie ein nasser, kalter, aber riesig langer Finger strich es über meinen Hals. Ich sprang auf, knipste die Lampe an, und sah gerade noch, wie eine Ratte über die Garbe huscht und dann verschwand.

Ein herrlicher, sonniger Morgen grüßte uns. Ich verschwieg mein nächtliches Erlebnis. Eine kleine halbe Stunde war noch Ruhe, wir schauten nach der Sonne, dann wurden die Räder wieder herunterbugsiert, und gegen sieben Uhr waren wir alle zum Aufbruch fertig. Ich wollte mein Rad besteigen und fand, daß im Hinterrad die Luft fehlte. Also schon die zweite Panne. Nach der Oder hatten wir zwanzig Minuten, und dort wurde der Schaden wieder gutgemacht. Vor dem Frühstück nahmen wir noch ein Bad in der ein wenig zu kalten Oder. Die Sonne verdüsterte sich, und gegen Mittag kam mächtiger Wind auf. Mit Lotte war wieder die alte Leier. Es sollte Makkaroni mit Ei geben. Aus dem Makkaroni wurde ein gipsähnlicher Teig, und die Eier, na — die waren zur Not zu genießen. Knöpfchen fischte sie mit Behagen aus dem Makkaroniteig. Fritze, der Metallarbeiter, hielt dann einen Vortrag über die Verwendbarkeit von Maggissuppen auf Fahrt. Den Nachmittag verträdelten wir mit einer Aussprache über das Thema „Futtern“.

Mit Spiel und Spott ging der Tag zu Ende. Wir begegneten dann noch Genossen von der Freien Turnerschaft und von den Rottfalken. Mit einem kräftigen „Freundschaft“ ging es der Heimat zu. Am Abend ging es dann noch zur Feier der Freigewerkschaftsjugend in das Naturtheater im Scheitniger Park. Werner Preuß, Breslau.

Durchsichtiges Gold

Die Eigenschaft des Goldes, sich in unglaublich dünne Blättchen schlagen zu lassen, war schon im grauesten Altertum bekannt. Aus ägyptischen Gräbern sind uns Goldblättchen von der Feinheit eines tausendstel Millimeters bekannt geworden, und wir wissen, daß die alten Indier, Chinesen, Griechen und Römer die Goldschmiedekunst ebenso gut verstanden. Das Verfahren war bei allen diesen Kulturvölkern das gleiche. Man legte dünne Goldblättchen zwischen Pergament und hämmerte so lange darauf, bis hauchdünne Blättchen entstanden waren. Erst um 1600 begann man diese Methode durch ein Walzverfahren zu ersetzen, obwohl es die Handschlägeret zustande brachte, Goldblättchen herzustellen, die nur ein zehntausendstel Millimeter stark waren. Im vergangenen Jahre ist es dem Berliner Gelehrten Dr. K. Müller gelungen, die Dünnhheit der Blättchen bis auf ein hunderttausendstel Millimeter herabzusetzen, so daß sie durchsichtig wurden. Das Herstellungsverfahren ist vorläufig noch ein Geheimnis des Erfinders. Wie aber verlautet, soll es aus galvanischen und chemischen Vorgängen bestehen. Dieserart hergestellte Goldfolien gestatten, daß man eine hinter sechs übereinander gelegte Blättchen gelegte Handschrift noch deutlich lesen kann. Inwieweit die Erfindung Dr. Müllers auf die allgemeine Technik wirken wird, entzieht sich unserer Beurteilung, doch messen ihr viele heute große Bedeutung zu.

Türen aus der Ferne zu öffnen

war, wie wir aus den Märchen wissen, bisher nur mit dem Springkraut oder dergleichen möglich; jetzt soll es bedeutend leichter werden. Ein Schweizer Ingenieur hat nämlich ein Verfahren erfunden, mit welchem es möglich ist, eine eiserne Türe aus der Entfernung zu öffnen. Diese Erfindung soll hauptsächlich den Automobilisten zugute kommen. Sie sollen die metallene Garagentür aufschließen können, ohne hierzu den Wagen verlassen zu müssen. Das Tor wird nämlich mit Hilfe eines Elektromotors geöffnet, der entweder mit einem in der Garage angebrachten Schalter oder mit einem Radioempfänger in Betrieb gesetzt wird. Die Autos werden mit einem kleinen Sender ausgerüstet, der auf dieselbe Wellenlänge wie der Empfänger in der Garage abgestimmt ist. Wenn der Wagen die Garage verläßt, so kann man die Türe nur mit dem Schalter öffnen. Sie wird durch den Sender im Auto geschlossen. Bei der Rückkehr in die Garage verrichtet der Chauffeur die gleichen Handlungen in umgekehrter Reihenfolge.

Warnt! Warnt! Warnt! vor der französischen Fremdenlegion!

Ein dem Schutzverband gegen die französische Fremdenlegion angehöriger Verbandskollege sendet uns ein langes Schreiben, das nichts als eine dringende Warnung vor der Fremdenlegion, dieser Schande der Zivilisation, ist. Wir lassen das Wichtigste dieses Schreibens folgen, mit der ganz dringenden Bitte, es zu beherzigen und jeden Kollegen, besonders die jungen, immer und immer wieder vor der Fremdenlegion zu warnen. (Schriftleitung.)

Ich erlaube mir ebenfalls, etwas über das Arbeitsverhältnis in Frankreich zu sagen. Ein nur deutsch sprechender Arbeiter ist in Frankreich Gefahren ausgesetzt, über deren Größe er sich kaum einen Begriff machen kann. Findet ein in Frankreich reisender Kollege nicht gleich Beschäftigung und seine Barmittel gehen zu Ende, dann ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, der Weg nicht mehr weit zur — Fremdenlegion. In allen Herbergen, Bahnhöfen und auf den Landstraßen treiben sich ehemalige Fremdenlegionäre herum, die unerfahrenen Arbeitern allerhand liebliche Geschichten von der Fremdenlegion erzählen, wobei der Nachdruck darauf gelegt wird, daß man durch den Eintritt in sie der Not entrinnen könne. Der arme Teufel ist dann bald so weit, einen Vertrag zu unterschreiben — den er meisten gar nicht lesen kann, weil er in Französisch gehalten ist: Er hat sich durch die Unterschrift für die Fremdenlegion verpflichtet, das heißt, er ist zum Kanonenfutter oder Arbeitstier des französischen Militarismus in der heißen Hölle Afrikas geworden. Der arme Teufel sieht nur in den allerseltensten Fällen die Heimat wieder. Ist er einmal in den Krallen der Fremdenlegion, dann kann er gleich sein Testament machen, denn die Flucht gelingt nur jubeläuskelnd, und ehe die vertragliche fünfjährige Dienstzeit abgelaufen ist, bleichen oft schon die Knochen auf dem Wüstensand. Ich möchte daher alle Kollegen dringend warnen, wenn sie in Frankreich Arbeit suchen, ja nichts zu unterschreiben, was sie nicht ganz genau verstehen. Diese Warnung gilt besonders für die jungen Kollegen, die aus Unverstand oder Abenteuerlust den Werbemännern der Fremdenlegion leicht ins Garn gehen...

Soweit die Zuschrift des Verbandsmitgliedes. Es sind ihr einige Schreiben beigelegt zur Erhärtung der Annahme, daß auch französische Unternehmer der Fremdenlegion Menschen zuschanzten. Das scheint uns so ungeheuerlich, daß wir nur mit der gebührenden Reserve den Fall anführen:

Der Elektromonteur H. aus der Umgebung von Reichenberg wurde im März 1930 von einem eisässischen Elektrizitätswerk in Metz als Monteur aufgenommen. Ihm wurde mit zwei Deutschböhem ein Schriftstück in französischer Sprache zur Unterschrift vorgelegt, das sie nicht verstanden. Es wurde ihnen gesagt, es sei ihr Arbeitsvertrag, und er wurde dann von Hutter und den beiden andern unterschrieben. Ihr Arbeitsgebiet sollte im Innern Frankreichs liegen. Es wurde ihnen ein Zimmer angewiesen und jeder erhielt 150 Francs als Zehr- und Reisegeld. Es fiel Hutter auf, daß sie stets beobachtet wurden und nicht in die Stadt gehen durften. Am nächsten Tage wurden sie zur Bahn gebracht. Einer der Begleiter löste 5 Karten nach Marseille.

Hutter schreibt nun: „Es wurde mir allgemach klar, daß wir zur Fremdenlegion geworben waren. Ich verweigerte die Mitfahrt. Wir wurden jedoch mit Gewalt zum Einsteigen gezwungen. In Bar-le-Duc gelang es mir, aus dem fahrenden Zuge zu springen, wobei ich beim Öffnen der Tür dem Begleitmann einen Schlag ins Gesicht versetzte. Beim Herauspringen aus dem Zuge verletzte ich mich am Knie und zerriß mir die Hose. Von Bar-le-Duc fuhr ich dann nach Straßburg. Durch Zufall lernte ich auf dem Bahnhof in Kehl einen Rechtsanwalt von der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Warschau kennen, der mich mit einer Fahrkarte bis nach Reichenberg und mit Lebensmitteln versorgte. So gelangte ich glücklich wieder in meine Heimat.“

Die Richtigkeit des obigen Sachverhalts wird von dem Gemeindevorstand von Maffersdorf bei Reichenberg, dem Dr. M., bestätigt. Ein weiteres Blatt enthält die Abschrift des Anstellungsvertrages der erwähnten französischen Elektrizitätsgesellschaft in Metz, den wir ins Deutsche übersetzt hier anfügen: Bescheinigung Wir bescheinigen hierdurch, daß wir den A. H. als Elektrizitätsmonteur engagiert haben. Metz, den 15. März 1930. (Unterschrift und Stempel.)

Wir sind überzeugt, daß es Fälle, wie den hier geschilderten, in nicht geringer Zahl gibt. Wir wollen darum noch einmal, und das mit aller Eindringlichkeit, jeden deutschen Arbeiter davor warnen, der Fremdenlegion, die den Menschenfang mit allen Schlächen betreibt, ins Garn zu gehen. Es ist jedenfalls nützlicher, dagegen für bessere Zustände zu kämpfen, als in Afrika für den französischen Kapitalismus zu Tode gekauften zu werden.

Ein gelber Bettelbrier

Der Werkverein der Firma L. Schwartzkopff AG des Reichsbundes vaterländischer Arbeiter- und Werkvereine hat das folgende Bettelschreiben an die Firma gerichtet:

„Werte Fimal! Hierdurch gestatten wir uns als vaterl. wirtschaftlich-friedlicher Verein höflichst anzufragen, ob es möglich wäre, uns zu unserer am 15. Dezember stattfindenden Weihnachtsfeier für die Beschercung von etwa 100 Kindern und Jugendlichen in Form von Probepackungen resp. Reklamespielen usw. beizusteuern. Sollten Sie, werter Firma, für unsere gute Sache Interesse zeigen, wären wir sehr dankbar.“

Werkverein der Fa. Schwartzkopff im Reichsbund vaterländischer Arbeiter- und Werkvereine.

Der Vorstand, I. A.: A. Stephan, Vorsitzender.

Die Herren Gelben haben nicht einmal den Mut, wenn sie schon betteln, anständige Geschenke zu verlangen, sondern sie betteln um „Probepackungen resp. Reklamespiele“. Das sind diejenigen, die das „Dritte Reich“ schaffen wollen. An diesen Figuren kann man sich diese Sorte von Reich vorstellen.

Besuchskartenrätsel

O. Molkivero

Fürth

Was ist der Herr?

Auflösung des Bilderrätsels aus Nr. 38:

Schaffen und Streben — Allein nur ist Leben.

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750—6753

Mit Sonntag, dem 28. September, ist der 40. Wochenbeitrag für die Zeit vom 28. September bis 4. Oktober 1930 fällig.

Der 19. Verbandstag in Berlin hat eine neue Beitragsklasse 3b mit dem Wertaufdruck 36/4 auf der Beitragsmarke beschlossen. Diese Klasse 3b gilt für invalide, aus-gesteuerte und nichtbezugsberechtigte Mitglieder, die Anspruch auf Invalidenunterstützung erwerben wollen. Die neue Beitragsmarke kommt ab 40. Beitragswoche (28. September 1930) zur Verwendung.

Gestohlen wurden:

Osterr. Mitgliedsbuch Nr. 258 025, lautend auf Franz Dürrenberger, geb. am 2. 9. 1909 zu Müllbach bei Bischofshof, Salzburg, eingetreten 2. 6. 1928 (Aachen).

Bei einem Einbruchsdiebstahl in das Verbandsbüro in Köthen die folgenden Mitgliedsbücher:

Nr. 6 705 748 für den Metallarbeiter Franz Albrecht, geb. am 25. 3. 1908 zu Cörmigk.

Nr. 2 353 967 für den Former Max Biermordt, geb. am 28. 4. 1896 zu Köthen.

Nr. 5 982 022 für den Gußputzer August Dragansky, geb. am 6. 11. 1893 zu Gelsenkirchen.

Nr. 6 562 562 für den Metallarbeiter Willy Eberius, geb. am 8. 1. 1907 zu Reinsdorf.

Nr. 5 982 029 für den Dreher Ewald Esken, geb. am 17. 3. 1900 zu Köthen.

Nr. 6 562 153 für den Schmied Karl Flemming, geb. am 26. 11. 1903 zu Mergien.

Nr. 6 562 188 für den Schlosser Fritz Hartmann, geb. am 5. 1. 1910 zu Kl-Badigast.

Nr. 4 770 704 für den Schlosser Wilh. Koppe, geb. am 19. 8. 1891 zu Gr.-Weissandt.

Nr. 886 785 für den Schlosser Franz Meyer, geb. am 31. 8. 1877 zu Köthen.

Nr. 6 748 820 für den Klempner Willy Meyer, geb. am 25. 3. 1912 zu Bernburg.

Nr. 3 798 672 für den Schlosser Otto Peters, geb. am 3. 6. 1899 zu Köthen.

Nr. 6 196 140 für den Dreher Werner Poschke, geb. am 4. 6. 1909 zu Köthen.

Nr. 4 552 018 für den Former Wilh. Rößchen, geb. am 25. 7. 1906 zu Köthen-Klempzig.

Nr. 6 562 147 für den Schmied Willy Titsch, geb. am 12. 9. 1908 zu Ostermünzberg.

Nr. 6 562 157 für den Schmied Stephan Zielinski, geb. am 13. 9. 1910 zu Ostermünzberg.

Der Verbandsvorstand

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148